

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Josef H. Reichholf

Mein Leben für die Natur

Auf den Spuren von Evolution und Ökologie

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Vorwort	9
Iguaçu. Zur Einführung.	12
1. Kapitel: Die Anfänge	27
<i>Ein richtiger Totenkopf</i>	27
<i>Andere Totenköpfe</i>	31
<i>Das große Paradies</i>	38
<i>Ziesel vom Rand der Puszta</i>	44
<i>Wasservögel</i>	57
<i>Wasserschmetterlinge</i>	62
2. Kapitel: Südamerika	67
<i>Nach Brasilien</i>	67
<i>Muscheln, Krebse, Libellenflug und Schwarze Wespen</i>	83
<i>Der »tote« Tejú</i>	93
<i>Von Ostparaguay zur Ruta Transchaco</i>	110
<i>Fieber und ein reitender Affe</i>	120
<i>Chulupí</i>	128
<i>In den Ausläufern der Pampa</i>	135
<i>Kolibris spielen Fahrstuhl</i>	148
<i>Medizin</i>	160
<i>Embaúba – Faultiere und Ameisen</i>	169
<i>Wunderliches in Amazonien</i>	182
<i>Üppige Natur auf magerer Erde</i>	187
<i>Millionenstädte</i>	199
<i>Costa Rica – ein Rückblick auf Südamerika</i>	206
3. Kapitel: Afrika	213
<i>Äthiopien</i>	213

6 Inhalt

<i>Ostafrika</i>	247
<i>Tansania</i>	290
<i>Der Mensch und Afrika</i>	315
4. Kapitel: Inseln	359
<i>Die verzauberten Inseln</i>	359
<i>Auf den Ballestas</i>	394
<i>Seeelefanten und Wale</i>	406
<i>Auf den Seychellen</i>	432
<i>Malediven</i>	465
<i>Australien und Neuseeland</i>	473
5. Kapitel: Ökologie und Naturschutz	491
<i>Vom Herumstreunen am Inn zur Forschung</i>	491
<i>Die Zoologische Staatssammlung</i>	495
<i>Undeutsche Biber</i>	503
<i>Kritische Vorlesungen</i>	505
<i>Entenjagd und Wasserqualität</i>	507
<i>Angeln im Wasservogelschutzgebiet</i>	512
<i>Gespinnstmotten</i>	514
<i>Insektenforschung und Artenschutz</i>	524
<i>Wildkaninchen</i>	528
<i>Rehe</i>	530
<i>Veränderungen im Auwald</i>	534
<i>Zeitströmungen</i>	539
<i>Unsoziale Schwäne</i>	544
<i>Kormorane, Fischerei und Fischotter</i>	554
<i>Gülle und Botulismus</i>	559
<i>Brutkolonien der Lachmöwen</i>	565
<i>Ökologische Modellvorstellungen ...</i>	569
<i>... und ihre Anwendung</i>	574
<i>Artendiversität</i>	579
<i>Die Invasion der Türkentauben</i>	584
<i>Schmetterlingswanderungen</i>	593
<i>Die inhärente Schwäche des Naturschutzes</i>	611
Mein Leben für die Natur – ein Resümee	617
Ein kleiner Dank für große Unterstützung	633
Literaturhinweise	635

Vorwort

Dies ist keine Autobiographie. Der Untertitel besagt, worum es geht: Um Evolution und Ökologie, also um zwei Bereiche der biologischen Naturwissenschaften, die eng miteinander verbunden sind. Und um den Schutz der Natur, für den ich mich seit früher Jugendzeit engagiere. Das damit verbundene Persönliche erweckt verständlicherweise den Eindruck, es ginge mir um eine Autobiographie. Das ist nicht so. Die Menschen, die mein Leben begleiteten, die auf mich einwirkten und denen ich umfassend Dank schulde, bleiben ausgeblendet – weitestgehend, denn einige waren im Zusammenhang mit den wissenschaftlichen Fragestellungen unbedingt zu nennen. Wir stehen nicht nur in den Wissenschaften auf den Schultern von Riesen, wie es das geflügelte Wort sehr treffend ausdrückt, und bilden uns dabei ein, weiter als sie schauen zu können. Wir werden ebenso von vielen Menschen getragen, mit denen wir verbunden sind oder waren; auch solchen, die andere Meinungen vertraten. Daran schärften wir die eigene. Das Buch zeigt zunächst, wie mein aus kindlich-jugendlicher Begeisterung heraus entstandenes Interesse an der Natur Gestalt annahm und gestaltet wurde, besonders auch von der Umgebung, in der ich lebte und mich bewegte. Ich hatte das Glück, in einer Gegend mit besonderem Naturreichtum aufgewachsen zu sein. Zwar ging auch dort, im niederbayerischen Inntal, bereits die Zeit der Fülle zu Ende. Aber ich erlebte sie noch, die Wiesen voller bunter Blumen und Schmetterlinge, den Lerchengesang frühmorgens und die Rufe der Rebhühner am Abend, nicht eingeschränkt von Naturschutzbestimmungen, die in der Folgezeit zunehmend die nähere Beschäftigung mit Tieren und Pflanzen beeinträchtigten. Es war eine Zeit des Staunens und Entdeckens, in der man uns, der Jugend, noch nicht mit diesem oder jenem Weltuntergang drohte,

die Zukunft schlechtredete und die Menschen selbst noch schlechter.

Der Rückblick zeigt, wie sehr man als Kind und Jugendlicher von Erlebnissen geprägt wird, die für sich genommen wenig bedeutsam erscheinen. Sie wirken nach; sie beeinflussen den weiteren Lebensweg über eine Vielzahl von Entscheidungen, die auch anders hätten ausfallen können. Auf die Ökologie und die Evolution bezogen, kommt in meinem Fall zum Ausdruck, wie vorhandene Konzepte bereits vorab den Blick auf die Natur lenken und in die Interpretation der Befunde eingehen. Wir sehen nur, was wir kennen, heißt es ganz zutreffend. Dieses Vor-Wissen führt zu Vor-Urteilen, nicht zu jenen sachlichen Urteilen, distanziert von der eigenen Überzeugung, die in den Naturwissenschaften selbstverständlich sein sollten und ihren Erfolg ausmachen. Meine Rückschau soll daher auch darlegen, wie sich aus einer Vielzahl zunächst voneinander unabhängiger Eindrücke allmählich Fragestellungen entwickeln, aus denen neue Konzepte hervorgehen. Auch sie sind nur vorläufiges Wissen, das sich bewähren muss, keine letztgültigen Erklärungen.

Nach dem einführenden Überblick über die Anfänge enthält das Großkapitel über Südamerika eine anekdotische Zusammenstellung von Erlebnissen. Sie drücken mein Staunen über all das Neue aus, das ich dort kennenlernte. Im zweiten Hauptkapitel, das Afrika betrifft, rücken aber bereits Themen wie die Evolution des Menschen und das Zustandekommen der Artenvielfalt, der tropischen insbesondere, sowie kritische Überlegungen zu den gängigen Konzepten der Ökologie in den Vordergrund. Aus der erlebten und gesammelten Fülle kamen interessante Querverbindungen zustande. Bilder begannen sich abzuzeichnen. Unstimmigkeiten in den bisherigen Betrachtungsweisen wurden deutlich. Im folgenden Abschnitt über die Inseln vertiefen die Darlegungen den Kontrast zwischen der viel zu statisch betriebenen, von Erdgeschichte und Evolution weitestgehend getrennten Ökologie und den unablässigen Veränderungen in der Natur. Die dabei behandelten, zunächst scheinbar wenig Zusammenhang ergebenden Einzelbeispiele fließen jedoch zu mehreren Hauptsträngen meines Interesses zusammen, die ich im letzten Großkapitel über die Vielfalt meiner eigenen ökologischen Untersuchungen an den Stauseen und in den

Flussauen am unteren Inn ausbreite. Sie stellen die Verbindung zum Naturschutz her. Zusammen mit den globalen Erfahrungen begründen sie meine in manchen Bereichen heftige Kritik an der Art und Weise, wie Naturschutz bei uns betrieben wird. Er ist zu einem in Gesetzen und Verordnungen erstarrten System gemacht worden, das der Natur nicht gerecht wird und die interessierten Menschen, vor allem Kinder und Jugendliche, von der näheren Beschäftigung mit Tieren und Pflanzen durch unnütze Verbote abhält. Der einst gutgemeinte, nach wie vor auch notwendige Schutz hat uns Natur genehmigungspflichtig gemacht. Das hatte ich wirklich nicht gewollt, als ich mich ab den späten 1960er Jahren so intensiv für den Naturschutz einsetzte. Mit gutem Gewissen kann ich betonen, dass ich seit einem Vierteljahrhundert gegen die Fehler und Mängel anzukämpfen versuche, die in unserem Naturschutz enthalten sind, die seine Wirksamkeit so sehr einschränken – und die Naturfreunde noch mehr.

Es geht mir schließlich auch darum aufzuzeigen, wie aus einer missdeuteten wissenschaftlichen Ökologie eine Öko-Religion geworden ist, die jenen Totalitätsanspruch erhebt, der viele Religionen kennzeichnet und so gefährlich macht. Sie beherrscht längst die Medien und entspricht mit ihrem morbiden Charme dem Kulturbild Oswald Spenglers vom Untergang des Abendlandes. Unter dem Deckmantel von Ökologie und mit dem Anspruch, »grün« zu sein, übt sie eine Meinungsdiktatur aus, die weder von der Ökologie als Wissenschaft gedeckt noch in der Lage ist, tatsächlich wünschenswerte Änderungen in der Gesellschaft zum Wohle aller herbeizuführen. Wer aber den Menschen durch Verbote die Freude an der Natur nimmt, wer diese zur unantastbaren Kulisse degradiert, wird sich vergeblich um die Erhaltung von Naturschönheiten und der Vielfalt des Lebens bemühen. Und wer die Zeit festhalten will auf einem Status quo, hat die Zukunft bereits verloren. Denn Ökologie und Evolution besagen, dass es in der Natur keinen festen Zustand gibt. Beständigkeit ist ein Wunschbild der Menschen. Doch alles verändert sich, ist in Bewegung, in Entwicklung. Alles hat Geschichte, Naturgeschichte. In diese tauchte ich ein wenig ein mit meinem *Leben für die Natur*.

Josef H. Reichholf, im Juli 2015

Iguaçu

Zur Einführung

Die Szenerie ist atemberaubend. Mit ohrenbetäubendem Getöse stürzen die Wassermassen des Iguazu in die Schlucht. Gischt steigt in Wolken auf. Sie hüllen alles ein in triefende Nässe. Ein Regenbogen steht über dem ›Teufelsschlund‹, der Hauptschlucht, in die der Fluss zu verschwinden scheint. Von schmalen Uferpfaden und von Stegen aus kann man auf sie hinabschauen: Die Wasserfälle des Iguazu sind die wohl schönsten überhaupt. Iguazu bedeutet ›Großes Wasser‹ in der Sprache der Guaraní-Indianer, die einst hier im südostbrasilianischen Bergland lebten. »Groß« ist dieses Wasser wirklich. In der Regenzeit des Südsommers stürzen gut 5000, bei starkem Hochwasser über 7000 Kubikmeter pro Sekunde in die Tiefe. Diese Menge entspricht, kommt mir in den Sinn, den stärksten Hochwässern des Inns, an dem ich aufgewachsen bin. Im Winter führt dieser wasserreichste Alpenfluss allerdings viel weniger Wasser als der Iguazu. Vergleichbar ist er ohnehin nicht. Es fehlt ihm die Tropennatur.

Daher verdränge ich den albernen Gedanken an den heimatlichen Inn auch gleich wieder. Der Iguazu bietet Natur der Extraklasse, auch für tropische Verhältnisse. Über fast drei Kilometer Breite erstrecken sich die Wasserfälle. Flach, hufeisenförmig, zerteilt von zahlreichen Inseln, greifen sie um die Schlucht herum, in die dieser Nebenfluss des noch viel gewaltigeren Paraná hinabstürzt. Palmen ragen von den Felswänden auf, Bambusgebüsch und anderes frisches Grün stehen im steten Sprühregen. Über den Fällen kreisen große Vögel; schwarze, breitflügelige Raben- und dunkelbraune, langflügelige Truthahneier. Papageien kreischen, wenn sie zu Paaren oder in kleinen Gruppen vorüberfliegen. Bunte Tukane schwingen sich in Bögen an den von Lianen behangenen Rändern von Wald und Buschwerk entlang. Ihr Flug wirkt wie zu sehr belastet

von den übergroßen Schnäbeln. Die hochstehende Sonne erzeugt auf dem wirbelnden Wasser ein geradezu verwirrendes Spiel von Lichtern und beständig schwankendem Glitzern. Wie heller Milchkaffee, der sahnig aufschäumt, ergießen sich die Fluten über die Felskanten. Sie bilden beiderseits der Hauptschlucht Wasservorhänge unterschiedlicher Breite, die gleichfalls im Teufelsschlund, so genannt von den Brasilianern und Argentinern, deren Länder sich an den Iguaçu-Fällen treffen, verschwinden.

Wie verweht von der Gischt des Wassers, gleitet ein über handtellergroßer blauer Schmetterling vorüber. Ein Morpho ist es, einer jener berühmten, unfassbar schönen Schmetterlinge der mittel- und südamerikanischen Tropen.

Man macht Fotos, weiß nicht, wo man hinschauen soll, und versucht unablässig, die Kamera vor der Nässe zu schützen. Die Szenarien wechseln fast mit jedem Schritt auf den schlüpfrigen Stegen. Manche überspannen auf der argentinischen Seite kleine Wasserfälle, die dort wie Schleier an den Felswänden hängen. Einzigartig! Wundervoll! Welche Superlative passen zu diesem Naturwunder?

Als ich 1970 an den Iguaçu-Fällen stand und wie berauscht vom zu Schauenden versuchte, die Eindrücke aufzunehmen, herrschte noch kein touristischer Hochbetrieb, der weiterschiebt, wo man verweilen möchte. Ein einfaches Stahlseil sicherte den glitschigen Weg. Manche Stege überflutete gerade das leichte Hochwasser. Wer den Zug des Wassers an bloßen Füßen verspüren wollte, konnte barfuß weitergehen. Obwohl warm, kühlte es bei den subtropischen Lufttemperaturen.

Allmählich wurde es Abend. Unmerklich zunächst, weil die Sonne hier auf 26 Grad südlicher Breite, also nur wenig südlich des Wendekreises des Steinbocks, sehr steile Bögen macht. Dann aber sank sie tropenschnell. Die Gischt über der Schlucht flammte golden auf. Neben dem großen Regenbogen über den Hauptfällen entstanden an den Seiten mehrere kleine. Und da geschah es: Ein schlanker Vogel, schwarz und etwas größer als eine unserer Schwalben, löste sich aus der milchig-goldenen Gischtwolke, schoss geradewegs auf die Wasserwand vor mir zu, und weg war er. Das ging so schnell, dass ich nicht folgen konnte. Er tauchte nicht wieder auf. Weggerissen von der Strömung und zerschmettert in der Tiefe – dachte ich. Es kreisten ja beständig Raben- und Trut-

hahngeier über dem schäumenden Wasser am Fuß der Fälle. Den kleinen Vogelkadaver würden sie aber wohl nicht beachten. Ihre Suche galt den großen Fischen, die vom Sog erfasst worden waren und sich nicht mehr daraus befreien konnten. Zu weiteren Überlegungen kam ich nicht, denn nun sausten Dutzende, Hunderte der schwarzen Vögel heran, und als ob sie Massenselbstmord begehen wollten, verschwanden sie in den Wasservorhängen. Da es so viele waren, die angefliegen kamen, konnte ich durchs Fernglas erkennen, dass es Segler waren. Greisensegler ist ihr deutscher Name. Er nimmt Bezug auf ihre wissenschaftliche Bezeichnung *Cypseloides senex*. Der Artname *senex* bezieht sich auf den grauen Kopf, der jedoch nur deutlich wird, wenn man die rasend schnell fliegenden Verwandten unserer Mauersegler aus der Nähe betrachten kann. Oder ein Präparat davon in einer wissenschaftlichen Vogelsammlung in Händen hält. Mit »alt« oder gar »greisenhaft« hat das, wie ihre Flugkünste zeigen, nichts zu tun. Vielleicht brauchen diese Segler, die von den Brasilianern *Andorinhas da cachoeira**, »Schwalben der Wasserfälle«, genannt werden, diesen hellgrauen Kopf bei ihrer äußerst ungewöhnlichen Nistweise. Denn was ich an jenem Abend, fast starr vor Staunen, erlebte, ist Teil ihrer (für sie) ganz normalen Lebensweise.

Was sie taten, war nichts anderes, als ihren Schlafplatz anzufliegen, nämlich die Felswand hinter den Wasserfällen. Dort klammern sie sich mit ihren kleinen, sichelförmigen Krallen der kurzen Füße an die Felsen und verbringen dicht an dicht, und ohne sich zu rühren, die zwölf Nachtstunden bis zum nächsten Morgen. Dann lösen sie sich aus der Starre. Sie fahren die im Schlaf gesenkte Körpertemperatur wieder auf normale Leistung hoch, schütteln sich vielleicht kurz und werfen sich hinein in die Wasservorhänge. Diese reißen sie zwar ein Stück in die Tiefe, aber nach Bruchteilen einer Sekunde kommen sie wohlbehalten wieder frei und fliegen hinaus zur Jagd nach Fluginsekten über den Wäldern und Savannen.

* Die genaue Bezeichnung ist eigentlich *Andorinhão-velho-da-cascata*; die Vergrößerungsform *Andorinhão* bezeichnet im Brasilianischen die Segler als die »großen Schwalben«, was nicht immer passt, weil manche Segler kleiner als große Schwalben sind. Beide Vogelgruppen sind jedoch nicht näher miteinander verwandt.

Ist dieses Nächtigen hinter den Wasserfällen schon staunenswert genug, so geschieht schier Unglaubliches bei der Fortpflanzung. Die Greisensegler bauen nämlich auch ihre Nester in die Felsnischen hinter den Wasservorhängen, bebrüten darin ihre Gelege und ziehen die Jungen groß. Dann heißt es, täglich vielfach das Wasser zu durchfliegen, um die mit Speichel zu Bällchen geformten Kleininsekten, die sie aus dem sogenannten Luftplankton erbeutet haben, an die hungrigen Jungen zu verfüttern. Sind diese ausgewachsen und zum Ausfliegen bereit, müssen sie sich zu ihrer ersten richtig aktiven Lebenstätigkeit vom Nest mit Schwung ins Wasser stürzen und danach sogleich versuchen, Luft unter die Schwingen zu bekommen. Das ist ihr Jungfernflug. Was für eine Lebensweise, stellt man nicht nur als Biologe bewundernd fest. Und es drängt sich die viel größere Frage auf, wie denn so eine Lebensweise zustande kommen konnte. Was in aller Welt mag eine Vogelart, die als Angehörige der Segler ausgeprägter als alle anderen Vögel »in der Luft lebt« und sich im Flug sogar paart, dazu veranlasst haben, ausgerechnet die Felsnischen hinter den tropisch-südamerikanischen Wasserfällen zum Nisten und zum Nächtigen zu benutzen?

Ich war eigentlich nicht hierher an die Iguaçu-Fälle ins Grenzgebiet zwischen Brasilien, Argentinien und Paraguay gekommen, um solche Fragen zu klären. Damals hatte ich nicht einmal gewusst, dass es dieses Phänomen überhaupt gibt. Es ist auch nur eines der unzähligen Beispiele ungewöhnlichster Formen des Lebens in den Tropen. Man muss sicherlich kein Biologe sein, um über die Wunder der Tropenwelt zu staunen. Aber was besagen sie? Was bedeuten sie für die Menschen? Auch für uns, die wir in den klimatisch gemäßigten Breiten leben und den Wohlstand genießen? Sind sie für daran Interessierte etwas dem Besuch eines Zoos, eines botanischen Gartens Vergleichbares, das man auf einer »Studienreise« genießt? Und in welchem Verhältnis stehen sie zur Natur bei uns? Bilden sie lediglich einen exotischen Kontrast dazu?

Um die Tropennatur, um ihre Fülle zu erleben, reiste ich direkt nach Abschluss meines Biologiestudiums nach Südamerika. Schon als Kind hatte ich Naturforscher werden und nach Brasilien, an den Amazonas, gehen wollen. Meine Mutter sagte dies in weinerlichem Ton jedem, der danach fragte, als ich tatsächlich dort

war. Zwischen dem Träumen von den Tropen in früher Jugendzeit und meiner Ankunft in Brasilien im Januar 1970 waren zwar etwa ein Dutzend Jahre vergangen, aber in der Rückschau sind dies eigentlich gar nicht so viele. Wann sich die Wunschbilder von den Tropen in mir aufbauten, kann ich anhand eines Buches zeitlich ziemlich genau eingrenzen. Es handelte von der Reise Alexander von Humboldts in die südamerikanischen Tropen und hieß passend für jugendliche Leser *Draußen wartet das Abenteuer*. Ich verschlang es, wie man ein Buch nur verschlingen kann. 1957, spätestens 1958, muss das gewesen sein, denn ein weiteres Buch aus dieser Zeit wirkte nachhaltig über die Bilder: *Die Welt in der wir leben*, die deutsche Fassung des amerikanischen *The World We Live In*, dessen drucktechnisch billigere Volksausgabe ich nach langem Sparen erworben hatte. Es zeigte in großen bunten Bildtafeln auch die Fülle des Lebens im Tropischen Regenwald Südamerikas. Ich saugte die Bilder und die Texte ein wie ein Lebenselixier; auch alles, was darin über die Evolution des Lebendigen enthalten war.

Wahrscheinlich baute sich über diese beiden Bücher der naive Wunsch auf, dies selbst zu erleben, auch wenn das nicht nur im frühjugendlichen Sinne damals unerreichbar schien. Nie würde ich die Mittel dazu haben, wie Alexander von Humboldt in die Äquinoctialgegenden der Neuen Welt zu reisen. Und doch wurde dieses »nie« bereits gut ein Jahrzehnt nach den ersten Phantasien davon, als Naturforscher nach Brasilien zu reisen, Wirklichkeit.

Natürlich dachte ich an die mir damals schon so weit zurückliegend vorkommende frühe Jugendzeit, als ich Seglern zuschauten, die sich in die Wasserfälle stürzten. Sie währte nur kurz, diese Rückschau, wenn ich mich recht erinnere, denn zu viel gab es zu sehen, zu hören, zu erleben an diesem wundervollen Ort. Mit fünf- undzwanzig Jahren war ich bestimmt viel zu jung für eine wirklich kontemplative Rückschau auf den noch kurzen Lebensweg, der mich so geradlinig von den Ufern des Inns und dem kleinen Dorf im niederbayerischen Inntal, in dem ich aufgewachsen war, hierher an den Iguazú und seine unendlich größere Naturschönheit geführt hatte. Der Drang, einzutauchen in die Wunder der Tropenwelt, erfüllte mich voll und ganz. Das Studium lag gerade hinter mir. Ich hatte in Zoologie promoviert und genau den Berufsweg einschlagen können, den ich mir als Naturforscher vorgestellt hatte. Ein

für meine finanziellen Verhältnisse sehr großzügiges und für die damalige Zeit gewiss ganz besonderes Stipendium der Studienstiftung des Deutschen Volkes ermöglichte mir die einjährige Südamerikareise ohne Auflagen und Verpflichtungen. Diese Auszeichnung überstieg an nachwirkender Bedeutung wohl auch den Dokortitel. Sie wurde prägend für mein weiteres Leben, insbesondere für die berufliche Entwicklung. Wenn ich jetzt in einer dem Alter angemessenen Rückschau bewerten sollte, welche Ereignisse den Weg, den ich eingeschlagen hatte, eröffneten und welche Erlebnisse die Wahl meiner Forschungsthemen und auch meine allgemeinen Interessen entscheidend beeinflussten, so gebührt dem Jahr in Südamerika sicherlich eine zentrale Position. Es ermöglichte mir, uneingeschränkt von Zeitdruck und Konkurrenz, das freie Sammeln von Eindrücken. Mitzubringen hatte ich nichts von dieser ersten Reise in die Tropenwelt. Mitgebracht habe ich eine Fülle, die zum Quell sich nicht erschöpfender Erfahrungen und Anregungen wurde. Sie bewahrte mich davor, einen Brotberuf zu wählen, der in die Spezialisierung geführt hätte.

Der Reichhaltigkeit der Natur Südamerikas fühlte ich mich anfänglich aber geradezu hilflos ausgeliefert. Ihre Fülle ist erdrückend. Die Segler, die hinter den Wasserfällen schlafen und nisten, hoben sich als einzelnes Erlebnis zwar ab von der Flut des Neuen. Aber sie machten auch Lust auf mehr. Zusammen mit vielen anderen Besonderheiten, die sich Tag für Tag ansammelten, wurden sie zu kleinen Schlüsseln zum Verständnis des großen Ganzen – oder zumindest von dem, was man im Lauf der Zeit aus der Summe der eigenen Erfahrungen dafür hält. Einen umfassenden Einblick gewinnen kann nie gelingen; es übersteigt unsere individuellen Möglichkeiten. Mit der Zeit wird man zu der Einsicht gezwungen zu akzeptieren, dass relativ mehr zwar ein großer Gewinn ist, aber gewiss nicht der Weisheit letzter Schluss. Was jedoch stetig mit ansteigt, ist das Vergnügen, das beim Eindringen in die sogenannten Geheimnisse der Natur aufkommt. Es hält die forschende Begeisterung in Schwung.

Südamerika war für mich damals, 1970, kein vorgefertigter Lehrstoff, wenngleich ich viel gelesen hatte über die Natur dieses Kontinents, auch als Vorbereitung auf die Prüfung in Botanik, zu der ich den Tropischen Regenwald als spezielles Prüfungsthe-

ma hatte wählen dürfen. Die eigene Erfahrung übertrifft jedoch meistens doch alles Angelesene – oder rückt es zurecht, wenn im Geschriebenen aus Effekthascherei allzu arg übertrieben worden war. Ich hatte das Privileg, mich mit dem befassen zu können, was ich gerade interessant fand. Reisestrecken und Aufenthaltsdauern brauchte ich nicht zu rechtfertigen. Die Studienstiftung hatte mir nicht nur die Mittel für das Jahr in Südamerika gegeben, sondern mir Freiheit dazu geschenkt. Dass es eine schöpferische Zeit würde, hatte man bei der Vergabe des Stipendiums wohl gehofft. Tatsächlich hatte ich nicht einmal einen konkreten Reiseplan. Die traumhaft schönen Wasserfälle des Iguacú standen weder am Anfang meines Herumschweifens in Südamerika, noch gehörten sie zu den Hauptzielen, die zu erreichen ich mir vorgenommen hatte. Es waren dies Gebiete mit für die damalige Zeit noch geheimnisvollem Klang: Mato Grosso, Gran Chaco, das Pantanal, der Rio das Mortes (einer der südlichen Quellflüsse des Amazonas mit eher besorgniserregendem Namen). In den Tagen an den Iguacú-Fällen und im daran anschließenden Nationalpark war ich der Studienstiftung einfach zutiefst dankbar und bin das immer noch. Damals befand ich mich in einer Art Orientierungsphase, in der ich aufzunehmen versuchte aus der Fülle der Tropen- und Subtropennatur Südamerikas, so viel ich zu fassen vermochte und festhalten konnte in meinen Notizbüchern. Vieles entzog sich mir wieder, kaum dass ich es sah oder hörte, weil ich keine geeigneten Bücher zum Bestimmen der Tiere und Pflanzen hatte. Die damals verfügbaren verwirrten eher, als dass sie Klärung brachten. Und das dokumentierende Fotografieren mit Dia-Filmen war teuer und dem Risiko ausgesetzt, dass die Filme in der tropischen Hitze und Schwüle verderben. Jedes Bild wollte genau überlegt sein, ob es wert war, gemacht zu werden. Der Bleibeutel voller unbelichteter Filme war ein Schatz, den ich hüten musste wie meinen Reisepass.

Umso mehr vertiefte ich mich auf der Reise in ein Buch, das bezogen auf Südbrasilien, Paraguay und Ostbolivien für mich das Buch der Bücher über die Natur war: *Zwischen Anden und Atlantik* von Hans Krieg, erschienen 1948, aber entstanden auf Expeditionen in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen. Für mich sollten sich daraus bemerkenswerte Verknüpfungen und Nachwirkungen ergeben. Davon ahnte ich nichts, als ich versuchte heraus-